

Presse und Geschichte – Neue Beiträge

Herausgegeben von Holger Böning,  
Michael Nagel und Johannes Weber

Band 24

# Deutsche Sprache und Kultur in der Zips

Herausgegeben von  
Wynfrid Kriegleder  
Andrea Seidler  
und Jozef Tancer

edition lumière bremen

2007

wird nichts anders thun, als singen/ fliegen/ hüpfen und springen. Es vergisset seines Futters und Essens. (...) Das macht die Freiheit“, ergänzt er seine Gedanken. Jetzt äußert sich aus seinen Gedanken der Dichter, der Mitglied des Palmenordens, was er oft in seinen Gastpredigten gerne erwähnt.

Im Heftchen *Cynosura peregrinantium*<sup>8</sup> teilte er stolz mit, dass die später erfolgreiche Dichterin, Catharina Regina von Greiffenberg von ihm 14 Tage lang die Dichtkunst erlernt habe. Deswegen sei sie nach Ödenburg gefahren, um mit den Methoden von Harsdörffer mit einem poetischen Trichter die wichtigsten Kenntnisse zu erlernen. Er schreibt dem Baron Ehrenreich Wilhelm Regall :

Euer Gnaden erlaube mir doch/ daß ich auch hier die Hochwohlgebohrne Frau/ frau Catharina Regina Freyin von Greiffenberg / meine gnädige und gebietende Frau unterthänig grüssen dürfe. Ihre Gnaden scheuen sich nicht zu bekennen,/ daß Sie im Jahr 1652. in Oedenburg die deutsche Dicht-kunst / innerhalb 14. Tagen erlernt. Mit ihrem gegenwärtigenhochbetrübtten Zustand habe ich ein hertzlich Mitleiden: Denn ich weiß / daß sie Gott da angegriffen hat, da es ihr am wehesten thut. Er hat Ihr ihren liebsten freund von dieser welt hinweg genommen. Dieser Schmerz ist eines sondern Trostes wert/ welchen ich auch ehestes zu senden verspreche.

Also gab Klesch der später berühmten Dichterin die erste Hilfe beim Anfang ihrer dichterischen Tätigkeit. Sie war Mitglied in der Deutschen Genossenschaft, und auch in der Lilien- Zunft tätig, und schrieb gelungene Sonette. Aber diese Jahre bedeuteten auch für Klesch eine Karriere- Periode!

Die drei Wege – Studienlinie, Karrierelinie und die Exillinie – verweben sich ineinander: auch in Kleschs Leben. Diese wechselseitigen Wege der kulturellen Wanderung, von Niederungarn nach Oberungarn, von dort ins Exil (und manchmal in glücklichen Fällen in die alte Heimat zurück, sind objektive Abdrücke des XVII. und später des XVIII. Jahrhunderts. Die Städte von Niederungarn bis Oberungarn, mit ihrem deutschen, lutheranischen Bürgertum, sind eine Art von Städterepubliken, an denen sich die charakteristischen Geistesformen, die wechselseitigen Schicksale des XVII. Jahrhunderts beobachten lassen.

<sup>8</sup> RMK III. 2819. Jena.

## *Caritas und memoria.*

### Ein Beispiel für die Bildungsförderung in der Zips des 16. Jahrhunderts

#### Von Tünde Katona (Szeged)

Deutschsprachiges Schrifttum im historischen Ungarn ist immer noch lückenhaft erschlossen, die ersten Versuche systematischer Bearbeitung am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts befassten sich mit diesem Quellenmaterial hauptsächlich unter (kultur)historischem Aspekt. Das überwiegende Gewicht des „deutschen Elements“ in Verwaltung und Kultur der Städte Ungarns war bekanntlich durch Anzahl, Bildungsstand und wirtschaftliche Bedeutung begründet. Die Dokumente des deutschsprachigen Kanzleischrifttums sind über ihre wohlbekanntere kulturhistorische Relevanz hinaus exzellente Beispiele für älteste deutsche Sprachdenkmäler Ungarns. Neuerdings zeigt die germanistische Linguistik Interesse an den Sprachdenkmälern der Frühen Neuzeit, insbesondere an den verschiedenen Kommunikationsbereichen und Textsorten des Frühneuhochdeutschen außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachraumes.<sup>1</sup>

Der ständig zunehmende Bedarf an Information und Austausch, der wachsende Bildungsstand der Bevölkerung (und dies erst recht der in der Stadt) führten neben einer, im Vergleich zu früher, rasanten Verbreitung von Wissen und Kenntnis auch zu einem Zuwachs der Bürokratisierung der Gemeindeverwaltung und auch zu einer Differenzierung ihrer Textsorten. Auch die Sprache der Schriftstücke war von dieser Veränderung betroffen: Die immer komplexer gewordenen Kommunikationsakte, an denen obendrein immer mehr Bevölkerungsschichten teilnahmen, die des Lateinischen als Amtsspra-

<sup>1</sup> In der ungarischen Germanistik befassten sich Sándor Gárdonyi (Das Stadtbuch von Schmöllnitz. Beiträge zur Geschichte der deutschen Kanzleisprache in der Slowakei. In: *Német filológiai tanulmányok* 2. [Arbeiten zur deutschen Philologie 2] Debrecen 1966, S. 109-138.; ders.: Das Stadtwissbuch von Schmöllnitz 1594-1730. In: *Német filológiai tanulmányok* 3. [Arbeiten zur deutschen Philologie 3] Debrecen 1968, S. 5-38.) sowie András Vizkelety mit dem juristischen und Verwaltungsschrifttum dieser Sprachinsel (Prísperky k právnyim dejinám spišských miest v stredoveku [Beiträge zur Rechtsgeschichte der Zipser Städte im Mittelalter.] In: *Spiš*. Košice 3-4. 1973, S. 53-64. Von den in den letzten zwei Jahrzehnten erschienenen Arbeiten der Germanistik sollen hier einige genannt werden: Ilpo Tapani Piirainen – Mária Papsonová: *Das Recht der Spiš/Zips. Texte und Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei*. 2 Bde. Oulu 1992; Jörg Meier: *Die Kanzlei der Stadt Leutschau/Levoča*. In: Jozéf Grabarek (Hg.): *Deutschsprachige Kanzleien des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*. Bydgoszcz u.a. 1997, S. 55-75.

che nicht kundig waren, konnten nicht mehr – wie bis dahin – mündlich abgewickelt werden.

Die Besonderheit der eingesiedelten Deutschen, ihre Eigenartigkeit als Sprachinsel, wird neuerdings von slowakischen und natürlich auch von deutschen Germanisten untersucht. Im Mittelpunkt ihrer Forschungen stehen vor allem die Rechtstexte des Grenzdeutschtums. Neben den Rechtstexten kommt unter anderen den sogenannten Stadtbüchern eine große Bedeutung zu, da sie wegen ihres Anspruchs, über *die Stadt* in allen ihren Segmenten zu berichten, ein vielfältiges Bild über die Ortsverhältnisse bieten. Die Stadtbücher, die in Städten der heutigen Slowakei zustande kamen, in denen die deutsche Bevölkerung zahlenmäßig in Mehrheit oder durch ihr wirtschaftliches und gesellschaftliches Potenzial in führender Position war, wurden weitgehend auf Deutsch verfasst. Dies und der Umstand, dass die Stadtbücher in der Slowakei in großer Zahl und wesentlich vollständiger erhalten sind als in anderen Regionen Mitteleuropas, begründen das rege Interesse verschiedener Disziplinen der Sprachgeschichtsforschung an diesem Quellenmaterial.

Der ersten Phase der Auseinandersetzung mit dem deutschen Schrifttum und der Kultur der Zips in der Frühen Neuzeit ist zu verdanken, dass unter anderem solche grundlegenden Arbeiten entstanden sind wie die systematische Aufstellung des Leutschauer Archivs.<sup>2</sup> Die Stadt Leutschau verfügt als königliche Freistadt und Zentrum des Zipser Deutschtums über ein reiches Archivmaterial über die wirtschaftlich-historische, und insbesondere über die kulturgeschichtliche Entwicklung der Region. Um das Gewicht und die Bedeutung der Dokumente letzterer Art zu betonen, brachte man bei der Systematisierung des Archivs die sogenannte Klasse V zustande, die neben den anderen 20 Klassen mit wirtschaftsgeschichtlichen Dokumenten eine außergewöhnliche Sammlung von Schriften mit religiös-konfessionellen oder bildungshistorischen Bezügen darstellt.

Eine ansehnliche Gruppe unter den Kanzleitextsorten, die mit ihren Informationen über die wirtschaftliche Situation einer Stadt berichtet, sind die Bücher der städtischen Finanzen und Wirtschaft. Über ihre eigentliche Funktion, nämlich die Dokumentation der hochorganisierten Stadtkanzlei, hinaus bieten

<sup>2</sup> Um nur einige zu nennen, sollen hier die Erschließung des in Leutschau vorhandenen Archivmaterials durch Kálmán Demkó Anfang der 1880er Jahre sowie die sich auf Demkós Arbeit stützende Publikation von József Hajnóci R.: *Lőcse szabad királyi város levéltárának tartalomjegyzéke*. (Inhaltsverzeichnis des Archivs der Königlichen Freistadt Leutschau.) A Szepesmegyei Történelmi Társulat évkönyve, 9. évf. Lőcse, 1901, ferner die Arbeit von Győző Bruckner erwähnt werden: *A reformáció és ellenreformáció története a Szepességben*. (Geschichte der Reformation und der Gegenreformation in der Zips.) Budapest 1922.

sie zuweilen wertvolle Angaben auch zur sozialen Stellung ihrer Bürger. Will man sich mit der Vergangenheit einer Stadt auseinandersetzen, findet man gerade in diesen Quellen wertvolle Angaben über den Alltag ihrer Einwohner, über den Rahmen, innerhalb dessen es zu den eventuell anderweitig bereits bekannten politischen und kulturellen Ereignissen kommen konnte.

Die Bedeutung der Rechnungsbücher als Quellen für die Kulturgeschichte (über die Wirtschafts- und Allgemeingeschichte hinaus) wurde auch in der ungarischen Geschichtsforschung bereits im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts erkannt und das wissenschaftliche Interesse daran besteht bis zum heutigen Tag. Dieser Quellentyp, der dem jeweiligen Zweck entsprechend eine breite Palette an Varianten aufweist, und dessen Anfänge exakt gar nicht zu bestimmen sind, ist aus dem Schriftgut der frühen Neuzeit nicht wegzudenken. Das Bedürfnis, Einkommen und Ausgaben zu registrieren, als Dokumentation oder eben als Beweis festzuhalten, ist ein uraltes Moment in der Menschheitsgeschichte seit den Anfängen der Schriftlichkeit. In jeder Form von Zivilisation, deren Grundlage ein ausgeprägtes soziales Gefüge mit einem mehr oder minder festen Netz von Regeln und Abhängigkeitssystemen ist, findet man Quellen dieser Art. Kleinere wie größere, weltliche und kirchliche „Haushalte“ führen von Anfang ihres Bestehens an die Dokumentation ihrer finanziellen Bedingungen mit dem Vorsatz, über eingegangene Summen, auch diverser Herkunft, Rechenschaft abzulegen – und bieten somit eine unersetzbare Quelle für verschiedenste Geschichtsdisciplinen.

Allerdings gilt der besagte Vorsatz der Dokumentation (und somit das Interesse an diesen Schriftstücken) für eine bestimmte, absehbare Zeit – nämlich so lange, bis die Abrechnung erfolgte bzw. ein neues Wirtschafts- oder Rechnungsjahr anbrach. In dieser von vornherein beabsichtigten kurzen Zeitspanne des Gebrauchs dieser Dokumente liegt auch der Grund, warum diese erst für die Nachwelt richtig bedeutsam gewordenen Quellen oft wenig sorgsam verfasst worden sind. Man gebrauchte Schreibmaterial von geringer Qualität (und daher von kurzer Lebensdauer) und bediente sich eines Schriftbildes, das dem Notizcharakter des Schriftstückes entsprechend eher einem Eingeweihten Einblick gewährte. Das Gleiche gilt auch für Rechnungsbücher, bei denen es sich offensichtlich um eine Reinschrift von diversen Aufzeichnungen auf losen Blättern handelt, die erst recht nicht für längere Zeit geplant waren. Darüber hinaus ging man mit den Aufzeichnungen auch in den Archivräumen (oder anderen Aufbewahrungsorten) nach Ablauf der Gültigkeit der Schriften nicht mehr so fürsorglich um.

Mein Anliegen ist, ein einzigartiges Dokument der Zipser Sachsen aus dem 16./17. Jahrhundert vorzustellen. Leutschau mit seinem wirtschaftlichen und politischen Gewicht kann mit Sicherheit als Repräsentantin der oberungarischen deutschen Städte betrachtet werden. Das Archivmaterial verspricht we-

gen der zweifellosen Machtstellung der Stadt ein mehr als durchschnittliches und spannendes Bild einer Stadt an der Schwelle der Neuzeit. Einen ersten, kompakten Einblick in diese Schatzkammer geistigen Erbes gewährleistete der Band *Lőcsei stipendiánsok és literátusok*, der im Leutschauer Archiv aufbewahrte Dokumente von Auslandsstudien im Zeitraum 1550-1699 beinhaltet.<sup>3</sup> Den Großteil der lateinischen und deutschen Briefe schrieben Leutschauer Studenten aus dem Ausland an den Stadtmagistrat, der bekanntlich nicht nur für das städtische Gymnasium Sorge trug, sondern auch als bedeutender Mäzen die an ausländischen Gymnasien und Universitäten Studierenden unterstützte. Zu dieser überaus verantwortungsvollen und bei aller finanziellen Strenge aufwendigen Aufgabe des Magistrats von Leutschau trug Mitte des 16. Jahrhunderts in beachtlichem Maße das im Testament des königlichen Statthalters Alexius Thurzó gestiftete Legat bei.

Das sogenannte *Testamentbuch*<sup>4</sup>, das die jährlichen Abrechnungen der „Thurzónischen“ Legatgelder enthält und lange Zeit als verschollen galt, bildete das Korpus meiner Untersuchung. Über die Transkription der über 92 Jahre lang geführten handschriftlichen Quelle hinaus, deren Bedeutung für die Geschichte der deutschen Sprache ersichtlich ist, waren folgende Aspekte dieses kulturhistorischen Komplexes von Interesse: welche geistig-kulturellen Beweggründe haben zur „Thurzónischen Stiftung“ geführt, in welchem Maße verlieh die persönliche Geschichte Alexius Thurzós (als eines prominenten Beispiels für die gesellschaftliche Mobilität Anfang des 16. Jahrhunderts) einem an und für sich nicht ungewöhnlichen Gebilde einer Stiftung doch einen individuellen Charakter; und schließlich: ob und inwieweit beeinflusste dieser Abschnitt in der Geschichte Leutschaus den Werdegang von namhaften Persönlichkeiten der ungarisch-deutschen Kulturgeschichte.

Das städtische Archiv fiel im Juni 1550 einem verheerenden Feuer<sup>5</sup> zum Opfer. Der Magistrat war bemüht, die verbrannten Dokumente – zu denen auch

<sup>3</sup> Tünde Katona – Miklós Latzkovits: *Lőcsei stipendiánsok és literátusok* 1. *Fontes Rerum Scholasticarum* II/1. Szeged, 1990.

<sup>4</sup> Fundort und Signatur: Archiv mesta Levoča XXVIIa / 27. An dieser Stelle möchte ich Herrn Professor Ivan Chalupický danken, der die Forschungsgruppe für Peregrinationsgeschichte in der Frühen Neuzeit in Szeged auf das Wieder-Auftauchen des Dokumentes aufmerksam gemacht hatte.

<sup>5</sup> Siehe die Aufzeichnungen in der sogenannten Hain-Chronik. Die ursprünglich in lateinischer und deutscher Sprache verfasste Chronik des Stadtrichters Kaspar Hain (1632-1687) geht auf Aufzeichnungen von insgesamt acht früheren Richtern, Notaren oder Senatoren, auf die Stadtbücher sowie auf polnische Chroniken zurück. Jeromos Bal – Jenő Förster – Aurél Kauffmann (Hrsg.): *Hain Gáspár lőcsei krónikája*. [Die Leutschauer Chronik von Kaspar Hain.] Lőcse 1910-1913. Hier: 95-96.

sicherlich die Jahresrechnungen der Stiftung gehörten – schnellstens durch beglaubigte Kopien zu ersetzen. Unser Manuskript selber beginnt daher mit der Abschrift bzw. dem Auszug jener Schriftstücke, die mit der Stiftung in Zusammenhang gebracht werden können.<sup>6</sup> Die genauen Verrechnungen, deren System gerade durch die besagten Urkunden bzw. durch die auf Leutschau bezogenen Passagen des Thurzóschen Vermächnisses ersichtlich werden, umfassen die Zeit vom 1551 bis 1642.

Das Rechnungsbuch, das als Titel irreführend „Testamentbuch“<sup>7</sup> trägt, registriert die Verwendung der fälligen Zinsen fast ein Jahrhundert lang genau und diente mit seinen wertvollen Angaben zur Bildungsgeschichte der Zips einigen Historikern<sup>8</sup> im vergangenen Jahrhundert noch als Quelle. Vor kurzem kam der Kodex in die Leutschauer Filiale des Kreisarchivs Iglau. In den fast ein Jahrhundert lang geführten Aufzeichnungen sind selbstverständlich unterschiedliche Schreiberhände festzustellen.

Der um die Mitte des 16. Jahrhunderts bereits weit verzweigte Schriftverkehr der Leutschauer Kanzlei überstieg längst die Möglichkeiten einer einzelnen Person, des Notars. Es gibt keine Zeichen für Unternotare oder sonstige Schreiber, die an der Abwicklung des täglichen Kanzleibetriebs teilgenommen hätten. Einschlägige paläographische Untersuchungen erlauben die Behauptung, dass den Notaren nicht selten Mitglieder des Magistrats beigestanden haben.<sup>9</sup> Da sich diese Personen aber niemals nennen und es auch keine Hinweise sonstiger Art auf ihre Person im Text gibt, will ich hier auf den Versuch ihrer Identifikation verzichten.

Den Verrechnungen, die mit dem Jahr 1551 beginnen, gehen die sogenannten Grundschriften der Stiftung voraus. Diese Dokumente bilden den ersten kompakten, fortlaufend niedergeschriebenen Textteil im Kodex. Im ersten Jahr (1551) fing man mit den Aufzeichnungen jeweils auf der Recto-Seite an, un-

<sup>6</sup> Tünde Katona: A lőcsei Testamentbuch alapiratai. [Die Grundschriften des Leutschauer Testamentbuches.] In: *Művelődési törekvések a korai újkorban. Tanulmányok Keserű Bálint tiszteletére*. Szeged 1997, 231-242.

<sup>7</sup> Die Bezeichnung Testamentbuch wurde im 16. Jahrhundert eigentlich für eine Kanzleitextsorte verwendet, die die Vermächnisse von Stadtbürgern enthielt. Das im Rathaus oder Stadthaus aufbewahrte Testamentbuch bot somit die Möglichkeit, bei Erbstreitigkeiten die beglaubigte Fassung der letztwilligen Verfügung einzusehen.

<sup>8</sup> Vgl. Vilmos Fraknoi (Frankl): *A hazai és külföldi iskoláztatás a XVI. században*. (Die Schulbildung im In- und Ausland im 16. Jahrhundert.) Budapest 1873.

<sup>9</sup> Vgl. Jörg Meier: Städtische Textsorten des Frühneuhochochdeutschen. Die Leutschauer Kanzlei im 16. Jahrhundert. In: Bister-Broosen, Helga (Hg.): *Beiträge zur historischen Stadtsprachenforschung*. Wien 1999, S. 131-157. [Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft 8.] Hier 137.

geachtet dessen, wie ausführlich oder umfangreich der Text der Eintragungen sein wird. Dass dies eine platzraubende Vorgehensweise ist, wurde offensichtlich schnell eingesehen, denn bereits ab 1552 beginnen die Jahreseintragungen unmittelbar auf der nächsten Seite nach Abschluss des vorhergehenden Jahres – im Jahre 1552 also auf fol. 13v. Ferner verwendet man von nun an für eine Verrechnungssparte, die den im Testament vorgegebenen frommen Zwecken entsprechen, nicht eine ganze Seite, sondern man teilt sie unter mindestens zwei Sparten auf. Die einzelnen Ausgabegruppen wurden in der Regel durch auffällige Überschriften betitelt. Da die Jahresrechnungen offensichtlich nicht fortlaufend im Testamentbuch notiert, sondern erst nachträglich eingetragen wurden, und zwar nach heute nicht mehr zugänglichen, wohl provisorischen Aufzeichnungen, konnte es z. B. vorkommen, dass es trotz der Absicht, Platz sparen zu wollen, immer wieder zu großen Lücken im Textverlauf kam. Dies erklärt sich daraus, dass man die einzelnen Ausgabeposten mit Überschriften vorgab, dann aber einige mangels Angaben doch leer lassen musste.

Einen Teil der Auszahlungen bilden die Gehälter für das Kirchen- und Schulpersonal. Ein nächster wichtiger Zweck der Stiftung zeigt sich in der Bewilligung von Spenden für die Schüler der städtischen Schule und von Stipendien für Auslandsstudien. Darüber hinaus sind Natural- und Geldspenden bei der Verheiratung armer Jungfern sowie für die sechs Stadtarmen verzeichnet. Die nicht genauer festgelegten frommen Zwecke boten wiederum den Rahmen für Auszahlungen für die verschiedensten Zwecke. Die Ausgabeposten tragen folgende Bezeichnungen<sup>10</sup>:

Prediger  
Den czwin Jüngelingen  
Auf die 2 Jünckfrawen  
Den sex armen Leüten  
Ad pios Vsus ausgeben

Die Höhe der Summe der Gehälter und der Beihilfe war unterschiedlich. Die Spanne reichte von dem geringen Betrag von unter 10 Denaren bis zum stattlichen Gehalt des Predigers um die 100 floreni.

Die Legitimität der gesellschaftlichen Elite des Mittelalters und der Frühen Neuzeit wurde unter anderem durch die bewusste Festhaltung und Dokumentation der *memoria* des Geschlechts gesichert. Um das adelige Selbstverständ-

<sup>10</sup> Zitiert werden hier auswahlweise die Originalbezeichnungen. Es soll angemerkt werden, dass der Wortlaut in der langen Zeit oft geändert wurde. Trotz der in der langen Zeit selbstverständlich wechselnden Formulierungen ist die Tendenz, sich als Schreiber den Vorgängern anzupassen, ist eindeutig festzustellen.

nis zu untermauern bzw. zu befestigen, wurden Rituale, Texte, Monumente/Denkmäler usw. ins Leben gerufen, die die Aufgabe hatten, im Rahmen dieses institutionalisierten Totengedenkens das Gedächtnis auf immer weiter in der Vergangenheit zurückliegende Ereignisse zu lenken. Eine ähnliche große Bedeutung wurde den Maßnahmen zugemessen, die demgegenüber in die Zukunft wiesen. Solche waren Testamente, Stiftungen oder das Zustandekommen verschiedener Institutionen. Durch letztere nahm der Gründer stark Einfluss auf die Gestaltung des alltäglichen Lebens der Hinterbliebenen, die gegebenenfalls sogar größere Gemeinschaften sein konnten. Die Untersuchung eines Elementes aus einem ähnlich gedachten adligen Nachlass, nämlich der sogenannten Thurzónischen Stiftung, bildet also den Grundstock dieses Referats.

Alexius Thurzó, der aus einer aufstrebenden, hochbegabten Bürgerfamilie stammte und in seinem persönlichen Leben die höchstmögliche wirtschaftliche und politische Position in Ungarn erreichte, trug in seinem für Leutschau gestifteten Legat Sorge für das Wohl der Hilfsbedürftigen. Die ihm eigenen religiösen Vorstellungen, sozialen Verhaltensweisen und sein angeborenes kaufmännisches Denken trafen mit seinem angelernten adlig-humanistischen Vorsatz zusammen und ließen eine viele Jahrzehnte lang funktionierende Geldquelle entspringen. Dieser Tatsache tut auch die strenge Bewertung seiner Leistung in der ungarischen Historiographie der Zwischenkriegszeit keinen Abbruch. Sein regelmäßiger Umgang mit den führenden Köpfen der Wirtschaft, der Politik sowie des geistigen Fortschritts in Wissenschaft und Kirche trug im wesentlichen dazu bei, dass er als Mäzen bewusst und intensiv die geistige Entwicklung des Zipser Deutschtums in dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation beeinflusste. Für den eigentlichen Zweck, in unserer Welt Ordnung zu schaffen, ermöglichte diese gesicherte finanzielle Basis ein breites gesellschaftliches Wirkungsspektrum. Das Legat und seine Handhabung entsprach außer den Ansprüchen seines Stifters auch den Interessen der mittleren und gehobenen Schichten des Bürgertums von Leutschau und seiner Region. Das fürsorgliche Denken ist im allgemeinen nachvollziehbar, die Proportionen in der Verteilung sind aber ungleichmäßig. Mit der dezidierten Untersuchung der einschlägigen Dokumente habe ich dieses auf Gegenseitigkeit beruhende Zusammenwirken von Stifter, Stiftung und Stiftungsverwaltung in meinen Untersuchungen an den Tag gelegt. Das Ergebnis dieser Tätigkeit zu seinen Lebzeiten und auch nach seinem Ableben war, dass Leutschau für lange Zeit zum Bildungszentrum des Zipser Luthertums wurde.

Dank der Differenziertheit der Thurzónischen Stiftung bietet die Quelle auch repräsentative Angaben zur Rolle der Stadt im Sozialwesen, die Leutschau im 16./17. Jahrhundert spielte. Neben den seit jeher existierenden Formen sozialen Schutzes gab es natürlich auch noch staatliche Unterstützungen, wie z.B. Steuernachlässe oder Steuerschenkungen bei Elementarschäden sowie unter-

schiedliche Formen der Armenpflege. Bei letzterer ging es über den karitativen Zweck hinaus auch um die polizeilichen Bemühungen der Gemeinde, das in solchen Fällen intensiver werdende Bettelunwesen abzuwenden oder zumindest zu hemmen. Träger des sozialen Schutzes waren ursprünglich (der Größe der einzelnen Einheiten folgend) Familie, Sippe, Dorf, auf der beruflichen Grundlage basierenden Zünften, Knappschaften oder Bruderschaften bis hin zu den größeren Einheiten, deren Basis die Grundobrigkeit, die Stadtgemeinde oder eben die Kirche bildeten. Im 16. Jahrhundert wurde das soziale Stiftungswesen in den Städten noch weitgehend in religiösen Begründungszusammenhängen verstanden. Die Einbettung der Armenfürsorge in die religiöse Verfasstheit der Stadtgesellschaft gilt auch für die protestantischen Gemeinden. Es galt die Auffassung, Totenmemoria vereinige „drei Gruppen von Personen in einem sozialen Geschehen [...]: die Lebenden, die Memoria halten, die Toten, die in ihr zitiert werden, und die Armen, die zur Memoria eingeladen sind und deren Speisung mit dieser verknüpft ist“.<sup>11</sup>

Die Thurzónische Stiftung stellt eine Institution dar, die die Mentalität der *memoria* widerspiegelt, indem darin die sogenannte prospektive Seite dominant scheint. Sie trägt naturgemäß auch die typischen Züge eines Vermächtnisses von einem humanistisch gebildeten und in den höchsten Kreisen verkehrenden Aristokraten, dessen Testament auch sehr wohl in der langen Tradition von der Antike bis zum christlichen Mittelalter verankert war. Die Sorge um das Seelenheil, genährt von der Lehre der sühnenden Kraft des guten Werks, ist die Ursache für die Entstehung des Freiteils. Dieses Freiteil oder auch Seelgerät gab dem Erblasser den institutionalisierten Rahmen, innerhalb dessen er über die Vergabe von Geldmitteln für fromme oder mildtätige Zwecke verfügen konnte. Die Stiftung, die an die bereits seit einigen Jahrzehnten bestehende Tradition der Auslandsstudien anknüpft, ruft zwar kein Novum ins Leben, ermöglicht aber der städtischen Gemeinschaft den regelmäßigen Nachwuchs an Intellektuellen und ist deshalb eminent bildungsfördernd. Otto Gerhard Oexles oben zitierte Formulierung, die sich auf Akte konkreter Speisung von Armen bezieht, kann ohne weiteres auf das Memoriahandeln in der Thurzónischen Stiftung adaptiert werden. Die Bestimmungen des Erblassers und der fast hundert Jahre dauernde Umgang der Stadtgemeinde damit hatten schließlich ein Beziehungsgeflecht als Folge, das über die grundsätzliche soziale Sicherheit hinaus auch für ein ausgeprägtes Bildungsnetz Sorge trug.

---

<sup>11</sup> Vgl. Otto Gerhard Oexle: Mahl und Spende im mittelalterlichen Totenkult. In: *Frühmittelalterliche Studien* (1984), S. 401-420, hier 403.

## Fallstudien